

Gefühlsgeschichtliche Auswege aus identitätspolitischen Konflikten?

Queer-historische Überlegungen

Abstract: Can a History of Emotions Approach Resolve Conflicts Surrounding Identity Politics? This article discusses conflicts surrounding queer memory. It argues that an empirical focus on feelings allows historians to address concerns arising from identity politics, while avoiding the dangers of anachronistic appropriation of the past and the pitfall of 'victim hierarchies'. The article first addresses the concept of identity politics and the dispute between 'objective' academic culture and activist 'subjectivity'. It then discusses queer- and memory-theoretical perspectives on affects and emotions, before examining the past feelings of those who are to be remembered, and the present feelings of those who wish to remember them. To this end, it focuses on the Nazi persecution of same-sex loving and gender-nonconforming people, paying particular attention to debates around memorials in Ravensbrück, Berlin and Vienna since the 1980s. The article concludes that intertwining outrage and reflection, identification and doubt, a sense of belonging and grief, enables a form of emotional criticism that can resolve conflicts surrounding identity politics.

Keywords: queer history, memory of Nazi persecution, Ravensbrück, Berlin, Vienna, emotional criticism

Historiker*innen sorgen sich. In letzter Zeit auch darum, dass die Geschichtswissenschaft von den identitätspolitischen Ansprüchen, die verschiedene Gruppen an sie herantragen, überwältigt werden könnte. Da sollen, so die Befürchtung, zeitgenössische Identitäten in der Vergangenheit wiedergefunden, ‚nur noch‘ die Geschichten

DOI: <https://doi.org/10.25365/oezg-2026-37-1-7>



Accepted for publication after external peer review (double blind)

Benno Gammerl, Department of History, European University Institute, Via Bolognese 156, 50139 Florenz, Italien; benno.gammerl@eui.eu

von verfolgten und benachteiligten Menschen erzählt sowie auf Kosten forscherscher Akkuratessse gesellschaftliche Anerkennung durch geschichtspolitische Interventionen errungen werden.¹ Die queere Geschichte gehört neben der von Migration, Kolonialismus oder sozialen Bewegungen zu den Feldern, die manche von dieser Warte aus skeptisch beäugen. Oft schwingt dabei der Vorwurf einer gefühligen Wokeness mit, der es vor allem darauf ankomme, emotional auf der richtigen Seite zu stehen, die Wut und das Leiden verfolgter und benachteiligter Gruppen zu betonen, wobei die ergebnisoffene kritische Reflexion ins Hintertreffen gerate.² Vor diesem Hintergrund mag das hier vertretene Argument überraschen, dass es gerade einer Betrachtungsweise, die Gefühle empirisch ernst nimmt, gelingen kann, auf identitätspolitische Anliegen einzugehen, ohne sich in den Fallstricken von anachronistischen Identitätsbehauptungen oder von Debatten über Opferhierarchien zu verfangen.

1. Identitätspolitik, Erinnerung und Emotionskritik

Der Beitrag konzentriert sich dabei auf Fragen des Erinnerns. Denn dort, wo identitätspolitische Konflikte erinnerungspolitische Debatten bestimmen, tragen Historiker*innen eine besondere Verantwortung. Zuletzt zeigte das der Streit um das gedächtniskulturelle Verhältnis zwischen dem kolonialen Genozid und dem Holocaust.³ Ähnliche Fragen spielen dort eine Rolle, wo in der postmigrantischen Gesellschaft Holocaustgedenken und muslimische Selbstvergewisserungsstrategien spannungsreich aufeinandertreffen.⁴ Die queere Geschichte ist eines von mehreren

1 Zu dieser Debatte siehe Sven Reichardt, *Aktivismus und Geschichtswissenschaft. Eine Einleitung*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 50/1–2 (2024), 8–32.

2 Siehe u. a. Susan Neiman, *Links ist nicht woke*, übersetzt von Christiana Goldmann, Berlin/München 2023; Aleida Assmann, *Erinnerung, Identität, Emotionen. Die Nation neu denken*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 65/3 (2020), 73–86; Ulrike Jureit/Christian Schneider, *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, Stuttgart 2010.

3 Dazu aus zwei gegensätzlichen Perspektiven Jürgen Zimmerer (Hg.), *Erinnerungskämpfe. Neues deutsches Geschichtsbewusstsein*, Stuttgart 2023; Saul Friedländer u. a., *Ein Verbrechen ohne Namen. Anmerkungen zum neuen Streit über den Holocaust*, München 2022. Wie hilfreich es sein kann, die Erinnerungen an verschiedene völkermörderische Verbrechen nicht konkurrenzhaft gegeneinander zu stellen, sondern miteinander in Beziehung zu setzen, zeigt Michael Rothberg, *Multidirectional Memory. Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization*, Stanford 2009.

4 Siehe u. a. Astrid Messerschmidt, *Geschichtsbewusstsein ohne Identitätsbesetzungen. Kritische Gedenkstättenpädagogik in der Migrationsgesellschaft*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 66/3–4 (2016), 16–22; Per Leo, *Tränen ohne Trauer. Nach der Erinnerungskultur*, Stuttgart 2021; Detlef Garbe, *Allen Opfern gehört unser Gedenken. Gedenkstättenarbeit zwischen den Ansprüchen individueller Trauer, gruppenbezogener Selbstvergewisserung und politischer Manifestation*, in: Insa Eschebach (Hg.), *Was bedeutet Gedenken? Kommemorative Praxis nach 1945*, Berlin 2023, 119–142.

Feldern, auf denen Erinnerungspolitik und identitätspolitische Anliegen aneinandergeraten können. Aber bevor wir uns diesen Debatten zuwenden: Was meint eigentlich Identitätspolitik?

Schwarze, lesbisch-feministische Aktivistinnen, die sich in den 1970er-Jahren im Combahee River Collective zusammengefunden hatten, trugen den Begriff in die politische Auseinandersetzung. In ihrem Statement von 1977 skizzierten sie eine machtkritische politische Praxis quasi von unten, die subjektive Betroffenheit ins Zentrum stellen sollte: „This focusing upon our own oppression is embodied in the concept of identity politics“.⁵ Zwei Charakteristika dieses Ansatzes scheinen mir besonders bemerkenswert. Zum einen wird Identität hier konsequent aus Perspektive des Kampfes gegen Unterdrückung und von Beginn an intersektional gedacht, ausgehend von der Einsicht, dass „major systems of oppression are interlocking“. Zum anderen kommen Erfahrung, *embodiment* und Gefühlen für diese aktivistische Praxis zentrale Bedeutung zu.⁶ Seither hat die Identitätspolitik eine wechselvolle Geschichte durchlaufen. Neben in der Situation der Diskriminierung entwickelte Ansätze sind solche getreten, die Vielfalt im Dienst ihrer konsumökonomischen Vermarktbarkeit feiern oder die aus einer hegemonialen Position heraus die eigene Vorrangstellung festigen und sich dabei oft auf einen nationalistisch aufgeladenen Begriff des Identitären berufen.⁷ So pervertieren sie den emanzipatorischen Impetus in sein glattes Gegenteil. Zugleich legen solche Ansätze die Einzelnen auf bestimmte Selbstverortungen fest und simplifizieren damit die intersektionalen Identifikationsdynamiken, um die es dem Schwarzen Feminismus geht.

Mittlerweile stellen sich selbst rechtsextreme und nationalistische Gruppierungen in identitätspolitischer Manier als Opfer einer vermeintlichen Bedrohung dar.

5 The Combahee River Collective, The Combahee River Collective Statement (1977), in: Keeanga-Yamahatta Taylor (Hg.), *How We Get Free. Black Feminism and the Combahee River Collective*, Chicago 2017, 15–27, 19; dazu auch Philipp Sarasin, 1977. Eine kurze Geschichte der Gegenwart, Berlin 2021, 222–249.

6 Combahee River Collective Statement, 2017 [1977], 15, 17, 20.

7 Zu diesen Debatten im US-amerikanischen Kontext u. a. Asad Haider, *Identity. Words and Sequences*, in: *History of the Present* 10/2 (2020), 237–255; Jürgen Martschukat, „America's original identity politics.“ Über historische Verflechtungen von Eigentum, „race“ und Identitätspolitik, in: *Geschichte der Gegenwart*, 15.2.2023, <https://geschichtedergegenwart.ch/americas-original-identity-politics-ueber-historische-verflechtungen-von-eigentum-race-und-identitaetspolitik> (10.11.2024). Zum deutschsprachigen Kontext vgl. Jörg Scheller, *Identität im Zwielficht. Perspektiven für eine offene Gesellschaft*, München 2021. Der Begriff der Identität verdiente eine ausführlichere Diskussion, aber hier muss der Hinweis genügen, dass der vorliegende Beitrag auf einem differenztheoretischen, intersektional informierten Verständnis gruppen- wie subjektbezogener Identitäten beruht. Analytisch betrachtet sind diese also immer dynamisch und vielschichtig, mitunter uneindeutig oder in sich widersprüchlich. U. a. Jörg Zirfas, *Identität in der Moderne. Eine Einleitung*, in: ders./Benjamin Jörissen (Hg.), *Schlüsselwerke der Identitätsforschung*. Wiesbaden 2010, 9–17; Aleida Assmann/Friedrun Friese, *Identitäten*, Frankfurt am Main 1998; Fiona Jenkins, *Whoever Are Histories For? Pluralization, Border Thinking, and Potential Histories*, in: *History & Theory* 60/4 (2021), 100–117.

Den scheinbaren Verlust ihrer globalen Hegemonie beklagend propagieren einige die Ideologie der „white supremacy“. Andere berufen sich auf das Schlagwort „Hindutva“ und beanspruchen unter Verweis auf ihre postkoloniale Benachteiligung die Vorherrschaft in ‚ihrem‘ Land.⁸ Oft können solche identitätspolitischen Rhetoriken ein partikularisierendes Gegeneinander marginalisierter Gruppen verstärken. Deswegen ist es wichtig, sie deutlich von emanzipatorischen Identitätspolitiken zu unterscheiden und zu betonen, dass das Konzept von seiner Entstehung im Schwarzen Feminismus her antirassistisch gemeint ist.⁹ Für Historiker*innen geht es so gesehen darum, wie und auch mit welcher Form identitätspolitischer Debatten sie sich in ihrer Arbeit auseinandersetzen wollen. Manche würden es vielleicht vorziehen, sich gar nicht auf derlei Fragen zu beziehen und historische Phänomene quasi aus sicherer Distanz in den Blick zu nehmen. Das ist jedoch einerseits auf heiß umstrittenen Feldern wie der Geschichte des Rassismus kaum möglich, und andererseits laufen ‚objektive‘ Forscher*innen Gefahr, zu übersehen, dass auch ihre Perspektiven von einer bestimmten, nur vermeintlich neutralen Position geprägt sind. Das bezieht sich auf die Verortung der Schreibenden in gesellschaftlichen Hierarchien ebenso wie auf ihre Auffassung vom Sinn der eigenen Arbeit. Meiner Meinung nach sollten historisches Forschen und Schreiben alte wie neue Hegemonien machtkritisch betrachten und dabei reflektierend offen bleiben für andere Blickwinkel, die den eigenen Annahmen widersprechen. Es geht mir mithin um eine multiperspektivische Kritik, die Verkürzungen vermeidet.

Zu diesen Verkürzungen gehört mitunter die allzu ausschließliche Fokussierung auf die Frage, wer aufgrund der eigenen Identität überhaupt die Situation bestimmter Menschen erforschen dürfe.¹⁰ Dass die Fähigkeit zum Erkunden der Geschichte marginalisierter Gruppen nicht allein deren Vertreter*innen zugesprochen wer-

8 U. a. Ashley Jardina, *White Identity Politics*, New York 2019; Olúfemi O. Táíwò, *Elite Capture. How the Powerful Took over Identity Politics (and Everything Else)*, Chicago 2022; zu identitätspolitischen Debatten in Indien siehe Vibha Pingle/Ashutosh Varshney, *India's Identity Politics. Then and Now*, in: David A. Kelly u. a. (Hg.), *Managing Globalization. Lessons from China and India*, Singapore 2006, 353–385; vgl. ferner Volker Weiß, *Die Rechte beansprucht für sich das Recht auf Differenz – und kommt damit durch*, in: Johannes Richardt (Hg.), *Die sortierte Gesellschaft. Zur Kritik der Identitätspolitik*, Berlin 2018, 80–90; Emma Dowling/Silke van Dyk/Stefanie Graefe, *Rückkehr des Hauptwiderspruchs? Anmerkungen zur aktuellen Debatte um den Erfolg der Neuen Rechten und das Versagen der ‚Identitätspolitik‘*, in: *PROKLA* 47/3 (2017), 411–420.

9 Karsten Schubert, *Lob der Identitätspolitik*, München 2024; Patricia Purtschert, *Es gibt kein Jenseits der Identitätspolitik. Lernen vom Combahee River Collective*, in: *Widerspruch* 36/1 (2017), 15–22.

10 Viel spannender als die Frage, wer eine bestimmte Geschichte schreiben darf und wer nicht, ist die Frage, wie man Geschichte schreiben kann oder sollte. Partizipative Formen der Produktion historischen Wissens, an denen sich verschiedene ‚betroffene‘ und ‚nicht betroffene‘, disziplinär geschulte und fachfremde Gruppen beteiligen, bieten in dieser Hinsicht spannende und produktive Möglichkeiten. Dazu u. a. Beate Binder/Benno Gammerl, *Methoden queeren Forschens*, in: *Zeitgeschichte-online*, 26.6.2023, <https://zeitgeschichte-online.de/themen/methoden-queeren-forschen> (29.11.2024).

den sollte, haben feministische Debatten um Positionalität und *situated knowledge* gezeigt. Wie auch immer sie sich selbst verorten, unweigerlich prägen die Identitätspositionen von Historiker*innen die Geschichten, die sie schreiben. Deswegen müssen sie die Fokussierungen und Blindstellen ihrer eigenen Perspektive reflektieren. Das gilt besonders, wenn man sich mit der Emotionalität von Unterdrückungserfahrungen auseinandersetzt. Deren Vielschichtigkeit können sowohl emische ‚Objektivität‘ als auch etische Vorannahmen in problematischer Weise verkürzen. Vermeidet man jedoch solche Simplifizierungen, werden Auswege aus der Opposition zwischen geschichtswissenschaftlicher ‚Wertfreiheit‘ und identitätspolitischer ‚Betroffenheit‘ erkennbar.

Der Streit zwischen ‚objektiver‘ Fachkultur und aktivistischer ‚Subjektivität‘ kann gefährlich viel Sand ins Getriebe der Forschung und der Erinnerungspolitik streuen, wenn er eskaliert. Daher warnen manche davor, die mitunter fast „kriegerisch[e]“ identitätspolitische Auseinandersetzung weiter zu „emotionalisier[en]“.¹¹ Diese Skepsis ist meines Erachtens jedoch nur dann berechtigt, wenn Identität und Gefühle in zweiwertigen Gegensätzen von ‚wir‘ und ‚die anderen‘ sowie von Empathie und Hass gedacht werden. Eine derart verkürzte identitätspolitische Emotionalisierung führt in der Tat unweigerlich in eine polemische Sackgasse.¹² Allerdings folgt daraus nicht zwangsläufig, dass man das vergangene Fühlen derer, deren gedacht werden soll, und das gegenwärtige Fühlen derer, die an sie erinnern wollen, ausblenden oder beiseiteschieben muss. Vielmehr gilt es, Emotionen in reflektierter, empirisch fundierter Weise zu berücksichtigen. Dann wird eine Identitätspolitik möglich, die intersektionale Differenzierungen der vermeintlich klaren Unterscheidung zwischen ‚uns‘ und ‚den anderen‘ sowie ambivalente Gefühle zwischen Hass und Empathie ernst nimmt. Wer sich in diesem Sinn multiperspektivisch auf Widersprüche einlässt sowie „subjektive[s] Erleben“ und emotionale Aspekte einbezieht, kann „traditionelle[...] Erinnerungsmuster“ aufbrechen und eine lebhaftere, für Kontroversen offenere Gedenkkultur ermöglichen.¹³

Daher argumentiere ich für eine Hinwendung zu den Gefühlen, sowohl in ihren individuellen als auch in ihren sozialen Dimensionen. Die Bezüge zwischen diesen

11 Jörg Scheller, Potenziale und Grenzen der Identitätspolitik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 2.12.2022, <https://www.bpb.de/themen/rassismus-diskriminierung/rassismus/515930/potenziale-und-grenzen-der-identitaetspolitik/> (29.11.2024). Zur Emotionalisierung der Erinnerungskultur als Problem siehe Assmann, Erinnerung, 2010; Jureit/Schneider, Gefühlte Opfer, 2020.

12 Wie wenig produktiv ein solcher Ansatz sowohl in politischer als auch in wissenschaftlicher Hinsicht ist, lässt sich beobachten bei Ulrich Schmidt-Denter, Identitätsforschung, Identitätspolitik und der Zusammenhalt der Gesellschaft, Roßdorf 2022.

13 Sylvia Schraut/Sylvia Paetschek, Erinnerung und Geschlecht. Auf der Suche nach einer transnationalen Erinnerungskultur in Europa, in: Themenportal Europäische Geschichte (2009), www.europa-clio-online.de/essay/id/fdae-1510 (29.11.2024).

beiden Polen kommen empirisch besonders gut in den Blick, wenn man die Interpretation von aus subjektiver Perspektive formulierten Briefen, Tagebüchern oder Oral-History-Interviews mit der Analyse gedruckter oder anderer Quellen kombiniert, die stärker auf mediale Diskurse und gesellschaftliche Erwartungshaltungen verweisen.¹⁴ So lassen sich Reibungen und Uneindeutigkeiten aufspüren, die eine Form der emotionalen Kritik ermöglichen. Und es kann gelingen, einerseits die Feindseligkeit nicht zu übersteigern und andererseits die Wut über geschehenes und geschehendes Unrecht nicht aus den Augen zu verlieren. In diesem Sinn können gefühlshistorische Perspektiven identitätspolitische Konflikte in den Arenen der Gedenkkultur beruhigen oder sie in neue Bahnen lenken. Darin liegt aktuell eines der großen Potenziale der Emotionsgeschichte.

Im Folgenden möchte ich das mit Blick auf die Erinnerung an das Leiden gleichgeschlechtlich begehrender und gender-nonkonformer Menschen zeigen. Zunächst gerät dabei ein spezifisches, auch queer-theoretisch fundiertes Verständnis des Fühlens in den Blick, das den Ursprung der Emotionen nicht im vermeintlich authentischen Innen von Individuen verortet, sondern Affekte als zwischen Körpern wirkende Kräfte begreift, welche die Grenzen des Ichs unterlaufen. Der nächste Abschnitt widmet sich den Konflikten um Denkmäler in Ravensbrück, Berlin und Wien, die an die nationalsozialistische Verfolgung queerer Menschen erinnern. Bei deren Gestaltung wurde hitzig darüber gestritten, ob vor allem männerbegehrender Männer oder auch anderer LSBTI* Personen gedacht werden sollte. Indem der Beitrag diese Auseinandersetzungen in einer emotionshistorischen Synopse betrachtet, entwirft er neue Perspektiven auf die Geschichte des queeren Erinnerns. Die Überlegungen konzentrieren sich auf die Gefühle der Kontrahent*innen in diesen Debatten, bringen aber auch die Gefühlswelten derer in den Blick, die das NS-Regime verfolgte.

2. Fühlen ohne fixe Identitäten

Zunächst zum Verständnis des Fühlens, das entscheidend ist für das Potenzial gefühlshistorischer Perspektiven, identitätspolitische Konflikte zu beruhigen. Eine mögliche Konzeptionalisierung beruht auf der Annahme, dass sich die ‚eigenen‘ Gefühle klar von denen ‚anderer‘ Menschen unterscheiden und das Fühlen sich in klar negativ oder positiv konnotierte Einzeleemotionen wie Hass und Empathie auf-

¹⁴ Dazu bspw. Benno Gammerl, anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte, München 2021, 28–31, 342–344.

gliedern lässt.¹⁵ Wenn man diesen Vorstellungen folgt, schürt die Emotionalisierung einer Debatte zwangsläufig antagonistische Dynamiken. Betont man jedoch die Ambivalenzen zwischen Mitfühlen und Abneigung sowie die emotionale Verunsicherung der Unterscheidung zwischen Selbst und Anderen, dann können sich deeskalierende Auswege aus verfahrenen Grabenkämpfen auftun.

Ein derart differenzierteres Verständnis des Fühlens hat sich in queer-theoretischen Kontexten herauskristallisiert, die an breitere affekttheoretische Überlegungen anknüpfen. In ihrer Kritik an intersektionalen Ansätzen, die Identitätspositionen entlang rassifizierter, vergeschlechtlichter und anderer Grenzziehungen fixieren, verweist Jasbir Puar auf den kanadischen Philosophen Brian Massumi.¹⁶ Dieser betont das Dynamische des Empfindens, das begrifflichen Kategorisierungen und identitären Festlegungen entgeht.¹⁷ Affektive Kräfte laufen, so gesehen, durch Subjekte gleichsam hindurch, unterwandern deren Selbstkohärenz und stoßen sie in verschiedene Richtungen, ohne dass die Subjekte den Grund dieser Bewegungen unmittelbar begreifen können. In diesem Sinn betont auch Puar „the forces that make subject formation tenuous, if not impossible or even undesirable“.¹⁸

Es ist zentral, dass Affekte oder Emotionen hier nicht als ausschließlich materielle oder neurophysiologische, sondern vielmehr als biokulturelle Phänomene verstanden werden, die sich zwischen körperlichen und sprachlichen Registern bewegen. Ohne den permanenten Versuch, es zu verbalisieren, kann das körperliche Empfinden, dem hier zugrunde liegenden Gefühlsverständnis zufolge, nicht spürbar und wirksam werden. Gleichzeitig bleibt die sprachliche Formulierung aufgrund des Bezugs zur polyvalenten Körperlichkeit immer vorläufig und ein Stück weit unbestimmt.¹⁹ Gerade diese Unbestimmtheit eröffnet Horizonte des Mögli-

15 Im psychologischen Diskurs spiegelt sich dieses Verständnis des Emotionalen v. a. in konstruktivistischen Ansätzen, die Agnes Moors neben anderen in ihrem Überblick diskutiert. Agnes Moors, *Demystifying Emotions. A Typology of Theories in Psychology and Philosophy*, Cambridge 2022, 245–266.

16 Jasbir K. Puar, „I would rather be a cyborg than a goddess“. *Becoming-Intersectional in Assemblage Theory*, in: *PhiloSOPHIA* 2/1 (2012), 49–66.

17 Brian Massumi, *Parables for the Virtual. Movement, Affect, Sensation*, Durham 2002. Massumi gehört zu den wichtigsten Vertretern der an Gilles Deleuze' Poststrukturalismus anknüpfenden Affekttheorie, die auch eng mit nicht repräsentationalen Ansätzen korrespondiert. Vgl. dazu u. a. Nicolas Bencherki/Boris H. J. Brummans/Camille Vézy, *Agency Without Agents. Affective Forces, Communicative Events, and Organizational Becomings*, in: *Organization Studies* 45/9 (2024), 1349–1372; Trycia Bazinet/Lindy van Vliet, *Affect*, in: Audrey Kobayashi (Hg.), *International Encyclopedia of Human Geography*, 2. Aufl., Amsterdam 2024, 47–52; Benno Gammerl/Jan Simon Hutta/Monique Scheer, *Feeling Differently. Approaches and Their Politics*, in: *Emotion, Space and Society* 25 (2017), 87–94, 89.

18 Puar, *Becoming-Intersectional*, 2012, 49. Diese Überlegungen können, nach Puar, eine „nonrepresentational, non-subject-oriented politics“ ermöglichen. Ebd., 50

19 Diese Präzisierung ist notwendig, weil manche Affekttheorien allzu einseitig das Körperliche betonen. Vgl. u. a. Nigel Thrift, *Non-Representational Theory. Space, Politics, Affect*, London 2007. Mit-

chen, statt identitätspolitische Positionen festzuschreiben. Puar spricht von „inchoate and sometimes contradictory intersectional subjectivities“.²⁰

Auch andere queere Überlegungen verweisen auf das Potenzial des Fühlens, vermeintlich stabile und eindeutige Identitäten zu verunsichern, sich von allzu engen Kategorien des Schwulen und Lesbischen zu lösen.²¹ So wird die Problematik einer unterkomplexen Identitätspolitik erkennbar, die den Stolz auf das eigene Sosein und den Erfolg von politischen Initiativen, die sich allein auf schwule und lesbische Belange konzentrieren, ins Zentrum stellt. Statt solcher Abgrenzungen geraten die Affizierbarkeit und Verwundbarkeit in den Blick, die die Angehörigen der ‚eigenen‘ Gruppe mit ‚anderen‘ Menschen teilen.²² Identitätspolitische Konfliktlinien werden fragwürdig. Der einen oder dem anderen mögen diese Überlegungen etwas abstrakt und abgehoben vorkommen. Wenn man sich jedoch vor Augen führt, wie wenig wir oft unser eigenes Fühlen verstehen – Selbstintransparenz – und wie widersprüchlich Gefühlslagen mitunter sind – emotionale Ambivalenz –, dann kann gerade ein emotionshistorischer Zugang zeigen, dass Subjekt- und Identitätspositionen oft weit offener und inkohärenter waren, als es die Heftigkeit gegenwärtiger identitätspolitischer Konflikte nahelegt. Wer Emotionen in ihrer Vielschichtigkeit ernst nimmt, beginnt, sich von lieb gewonnenen Identitäts- und Differenzmustern zu verabschieden, ohne gesellschaftliche Hierarchisierungen aus den Augen zu verlieren.

In historischer Perspektive gilt das sowohl für die emotionalen Resonanzen zwischen heutigen und damaligen queeren Menschen als auch für die Uneindeutigkeit von sexuellen und geschlechtlichen Unterscheidungen in der Vergangenheit. Anstelle von transtemporalen Identifikationen mit den der ‚eigenen‘ Gruppe zugeordneten ‚Leidensgenoss*innen‘ von früher zeichnet sich – ähnlich wie bei dem von Jennifer Evans entworfenen Konzept der „queer kinship“ – die Möglichkeit einer auf historischer Differenz beruhenden affektiven Verbindung zwischen den

unter resultiert daraus eine begriffliche Unterscheidung zwischen körperlich empfundenen Affekten und sprachlich vermittelbaren Emotionen. Diese Aufspaltung führt meines Erachtens analytisch in die Irre. Ich unterscheide allenfalls graduell und spreche von Affekten, wenn der körperliche Aspekt, und von Emotionen, wenn der sprachliche Aspekt im Vordergrund steht. Vgl. u. a. Benno Gammerl/Volker Woltersdorff, „Sie hat mir ein Gefühl geklaut ...“. Queer-feministische Perspektiven auf Bewegungen zwischen Sex und Gefühl, in: Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien 20/2 (2014), 27–41; Benno Gammerl, Transitory Feelings? On Challenges and Trends within the History of Emotions, in: *Contemporanea* 17/2 (2014), 335–344, 336–338.

20 Puar, *Becoming-Intersectional*, 2012, 52.

21 U. a. Heather Love, *Queers_This*, in: Janet Halley/Andrew Parker (Hg.), *After Sex. Writing since Queer Theory*, Durham 2011, 180–191; Peter Rehberg, *Queer Affect Theory. Zum Verhältnis von Affekt und Trieb bei Sedgwick und Freud*, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 9/2 (2017), 63–71.

22 U. a. Anu Koivunen/Katariina Kyrölä/Ingrid Ryberg, *Vulnerability as a Political Language*, in: dies. (Hg.), *The Power of Vulnerability. Mobilising Affect in Feminist, Queer and Anti-Racist Media Cultures*, Manchester 2018, 1–26.

nicht mehr und den noch Lebenden ab.²³ Statt heutige identitätspolitische Konflikte auf damalige Situationen zu projizieren, zeigt gerade der Fokus auf das vergangene Fühlen, wie uneindeutig sexuelle und geschlechtliche Selbstverortungen sein konnten. Dass die Gefühle, die Menschen des gleichen Geschlechts füreinander hegten, zwischen erotischer Liebe und freundschaftlicher Zuneigung oszillierten, war in der queeren Geschichte eher die Regel als die Ausnahme. Ähnliches gilt für geschlechter-nonkonforme Personen, die nicht selten in widersprüchlicher Weise zwischen weiblichen, männlichen oder anderen Selbstpräsentationen changierten.²⁴

Eine emotionshistorisch informierte queere Geschichte fördert solche situationsspezifischen Mikro-Differenzen zutage, die grobschlächtige Unterscheidungen unterlaufen und auf Übergänge zwischen homo-, hetero- und bisexuellen sowie trans*, inter* und nonbinären Identifikationen verweisen. Diese Einsichten sind für Kontroversen auf dem Feld der Gedenkkultur zentral. Sie zeigen, dass man erinnerungspolitisch relevante Verbindungen stiften kann, ohne überzeitliche Kontinuitäten zu behaupten, ohne die Selbstpositionierungen früherer Akteur*innen retrospektiv zu vereindeutigen. Wie solche intersektional-differenzsensiblen Herangehensweisen zur Beruhigung heftiger Konflikte in der Arena queerer Erinnerungspolitik beigetragen haben, zeigt der folgende Abschnitt.

3. Wessen Gedenken? NS-Verfolgung, Gefühle und erinnerungspolitische Kontroversen

Wessen in welcher Form gedacht werden sollte, war hinsichtlich der Opfer der NS-Verfolgung schon immer umstritten. Aufgrund sich wandelnder ‚Opferhierarchien‘ sind bestimmte Gruppen von Verfolgten erst spät oder nach wie vor nicht in den

23 Deutlicher als der vorliegende Beitrag hebt Evans auf „solidarities of choice and necessity“ zwischen verschiedenen Gruppen gleichgeschlechtlich liebender und geschlechter-nonkonformer Menschen ab und problematisiert rassistische Hierarchisierungen. Auch „queer kinship“ zielt letztlich auf eine „affinity with those in the past, based on difference“. Dabei ist neben den Gefühlen v. a. die Ästhetik der Begegnung mit dem Vergangenen herausragend wichtig. Jennifer Evans, *The Queer Art of History. Queer Kinship after Fascism*, Durham 2023, 2, 19, 185. Vgl. Elizabeth A. Castelli, *History's Queer Touch. A Forum on Carolyn Dinshaw's Getting Medieval: Sexualities and Communities, Pre- and Postmodern*, in: *Journal of the History of Sexuality* 10/2 (2001), 165 f.; Carolyn Dinshaw, *How Soon Is Now? Medieval Texts, Amateur Readers, and the Queerness of Time*, Durham 2012, 105–127; Heather Love, *Feeling Backward. Loss and the Politics of Queer History*, Cambridge, MA 2007.

24 U. a. Elisa Heinrich, *Intim und respektabel. Homosexualität und Freundinnenschaft in der deutschen Frauenbewegung um 1900*, Göttingen 2022; Jen Manion, *Female Husbands. A Trans History*, Cambridge 2020. Zu nicht identitären emotionalen Strategien im Schwarzen Feminismus siehe Catherine Nash, *Practicing Love. Black Feminism, Love-Politics, and Post-Intersectionality*, in: *Meridians* 11/2 (2011), 1–24.

Blick der offiziellen Erinnerungsarbeit geraten.²⁵ Meist orientiert sich das Erinnern an den kategorialen Einteilungen der Täter*innen, weswegen es schwierig ist, Personen gerecht zu werden, die den Nazis aus mehreren Gründen gleichzeitig verhasst waren.²⁶ Die Frage, wer als NS-Opfer anerkannt wird, diskutiert auch Wolfgang Kaschuba, mit Blick auf die Verbrechen an national definierten Gruppen in den von den Nazis besetzten oder mit ihnen kooperierenden Staaten Osteuropas. Seine Analyse von Erinnerungs- und Identitätspolitik betrachtet neben öffentlichen historischen Diskursen, der Topografie von Gedächtnisorten, den Gedenksymbolen und den visuellen sowie narrativen Erinnerungsfiguren auch „den Kanon ritueller und ästhetischer Praxen“.²⁷ Insofern Ästhetik mit der empfindenden Wahrnehmung verknüpft ist, kommt hier das Zusammenspiel von Gedenken und Gefühlen zur Sprache, wobei der Verweis auf das Rituelle zugleich hilfreich verdeutlicht, dass diese Erinnerungsempfindungen bestimmten Mustern folgen.

Das Gedächtnis verwebt zwei Zeitschichten miteinander: den Moment des Erinnerns und den erinnerten Moment. Dabei spielt sowohl das vergangene als auch das gegenwärtige Fühlen eine Rolle. Der Hass, der Ekel, der Stolz, die Angst und die anderen Emotionen, die die Gefühlswelten derer prägten, die sich an der nationalsozialistischen Verfolgung beteiligten oder sie befürworteten, werden mit Bezug auf den Antisemitismus bereits diskutiert. Dabei folgt die Forschung meist konstruktivistischen Ansätzen, die kulturelle Stereotype und gesellschaftliche Machtstrukturen ins Zentrum stellen. Der affekttheoretischen Betonung des Vagen und

25 Dazu u. a. Frank Nonnenmacher (Hg.), *Die Nazis nannten sie ‚Asoziale‘ und ‚Berufsverbrecher‘. Geschichten der Verfolgung vor und nach 1945*, Frankfurt am Main 2024; Stefanie Westermann/Richard Kühl/Tim Ohnhäuser (Hg.), *NS-‚Euthanasie‘ und Erinnerung. Vergangenheitsaufarbeitung, Gedenkformen, Betroffenenperspektiven*, Münster 2011. Die Rivalität zwischen aus politischen, rassistischen oder anderen Gründen verfolgten Gruppen von Menschen problematisierte (im französischen Original bereits 1997) Jean-Michel Chaumont, *Die Konkurrenz der Opfer. Genozid, Identität und Anerkennung*, Lüneburg 2001; einen Ausweg aus diesem Gegeneinander skizziert Rothberg, *Multidirectional Memory*, 2009. Einen guten Überblick zum seitherigen Verlauf der deutschen Debatte bietet Erik Miller, *Von der Einzigartigkeit zur Multidirektionalität. Probleme des gegenwärtigen Singularitätsverständnisses am Beispiel von Michael Rothbergs Konzept der multidirektionalen Erinnerung*, in: *Zeitschrift für Rechtsextremismusforschung* 4/1 (2024), 90–104.

26 Zu queeren jüdischen Menschen Anna Hájková, *Menschen ohne Geschichte sind Staub. Homophobie und Holocaust*, Göttingen 2021; zu Albert Christel, der homosexuell und im kommunistischen Widerstand war, Benno Gammerl, *Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute*, München 2023, 116 f.; zur Frauen liebenden und Geschlechtergrenzen überschreitenden Kommunistin Hilde Radusch sowie zur oft Männerkleidung tragenden ‚Halbjüdin‘ Ewa Siewert, deren Partnerin in Auschwitz ermordet wurde, Andrea Rottmann, *Queer Lives Across the Wall. Desire and Danger in Divided Berlin, 1945–1970*, Toronto 2022, 22–37.

27 Wolfgang Kaschuba, *Geschichtspolitik und Identitätspolitik. Nationale und ethnische Diskurse im Kulturvergleich*, in: ders./Beate Binder/Peter Niedermüller (Hg.), *Inszenierung des Nationalen. Geschichte, Kultur und die Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts*, Köln 2001, 19–42, 25.

der unmittelbaren körperlichen Empfindung begegnen sie mit Skepsis.²⁸ Von den Gefühlen derjenigen, die mit Verfolgung und Ausgrenzung konfrontiert waren, wird später die Rede sein. Zunächst soll das gegenwärtige Fühlen derer in den Blick genommen werden, die Erinnerungsarbeit leisten.

Lange Zeit dominierte in der Holocaustgeschichte – vor allem unter nicht jüdischen deutschen Historiker*innen – die Vorstellung, dass es für ein ‚objektives‘ Verständnis des Themas am besten wäre, wenn man es ‚nüchtern‘ betrachte. In den letzten Jahren mehrten sich jedoch Stimmen, die raten, die Unmöglichkeit einer emotionslosen Auseinandersetzung mit dieser Geschichte anzuerkennen und die emotionale Involviertheit der Forschenden kritisch zu reflektieren. Nicht nur, aber gerade wenn neben den Perspektiven der Täter*innen auch die der Opfer, der Überlebenden und der Helfenden berücksichtigt werden, empfehle sich eine „Mischung aus kritischer Distanz und Empathie“.²⁹ Das Reflektieren der eigenen Gefühle birgt für Forschende ein ebenso großes Erkenntnispotenzial wie für die Besucher*innen von Gedenkstätten. Aleida Assmann und Juliane Brauer weisen darauf hin, wie hilfreich das Zulassen und Besprechen widersprüchlicher und unerwarteter Emotionen in der Gedenkstättenpädagogik sein kann.³⁰

Diese Ansätze geben dem Fühlen Raum und hegen es ein, indem sie es kritisch-reflexiv rahmen. Das bringt einerseits die kulturellen Stereotype und die gesellschaftlichen Machtstrukturen zur Sprache, die die Empfindungen der Gedenkstättenbesucher*innen prägen. Und andererseits wirft es die Frage von Zugehörigkeiten auf: Wer bin ich? Wer waren die Personen, deren Geschichte der Gedenkort vergegenwärtigt? Und inwiefern kann das Verhältnis zwischen meinem und deren Selbstverständnis erklären, was ich empfinde? So wird das zunächst vielleicht unklare Fühlen verständlich, werden eventuell riskante Empathien adressiert und die jeweiligen Identitätspositionen vereindeutigt. Andere Auseinandersetzungen mit Emotionen beim Erinnern an nationalsozialistische Verbrechen betonen die Offenheit des Fühlens, ohne sie in Erklärungen und Festlegungen aufzulösen.

28 Johanna Gehmacher, Kein/Gefühl. Überlegungen zu einer emotionsgeschichtlichen Perspektive auf Antisemitismus, in: Maria Mesner/Sushila Mesquita (Hg.), Eine emotionale Geschichte. Geschlecht im Zentrum der Politik der Affekte, Wien 2018, 83–104; Uffa Jensen/Stefanie Schüler-Springorum, Einführung, Gefühle gegen Juden. Die Emotionsgeschichte des modernen Antisemitismus, in: Geschichte und Gesellschaft 39/4 (2013), 413–442.

29 Kobi Kabalek, Emotionen der Distanzierung. Deutsche Historikerinnen und Historiker schreiben über die Rettung verfolgter Juden im Holocaust, in: Dubnow Institute Yearbook 19 (2020/21), 33–53, 33. In diesem Zusammenhang ist auch die Kontroverse zwischen Saul Friedländer und Martin Broszat aus den 1980er-Jahren von Interesse. Siehe dazu Norbert Frei (Hg.), Martin Broszat, der „Staat Hitlers“ und die Historisierung des Nationalsozialismus, Göttingen 2007.

30 Aleida Assmann/Juliane Brauer, Bilder, Gefühle, Erwartungen. Über die emotionale Dimension von Gedenkstätten und den Umgang von Jugendlichen mit dem Holocaust, in: Geschichte und Gesellschaft 37/1 (2011), 72–103.

Magdalena Saryusz-Wolska greift Massumis affekttheoretische Überlegungen auf und spricht mit Blick auf das Massaker, das deutsche Wehrmachtsoldaten und Einsatzgruppen 1941 im heute belarussischen Orscha an schätzungsweise 2.000 jüdischen Menschen verübten, von einer diskontinuierlichen Aufeinanderhäufung medialer Erinnerungsschichten mit unzähligen „Brüchen“, „Störungen“, „Leerstellen“, „Paradoxa“, „Zeitlöchern“, die „prinzipiell nicht darstellbar, aber affektiv vermittelbar“ seien. Für Saryusz-Wolska lassen sich solche Ereignisse weder sprachlich noch visuell in ihrer tatsächlichen Brutalität und Komplexität konsistent repräsentieren. Daher sei die affektive Vagheit für die Auseinandersetzung mit dem Genozid hilfreich, weil sie dem Ineinander von Empörung und Nachdenklichkeit, Angst und Scham, Abscheu und Identifikation, weil sie diesen Ambivalenzen einen Raum eröffnet.³¹ Eine solche Herangehensweise kann das politische Potenzial eines kritischen Mit- und Nachfühlers nutzen, ohne verkürzende Identifikationen mit historischen Akteur*innen zu befördern, die vergangene und gegenwärtige Differenzen ausblenden. So können emotionshistorisch fundierte Untersuchungen jenseits des Streits um die Singularität des Schrecklichen und um identitätspolitische Ansprüche auf einen ‚Opferstatus‘ dem Erinnern produktivere Wege eröffnen. Das gilt auch für queeres Erinnern in verschiedenen Formaten.³²

Historisch stand zunächst der Kampf darum im Vordergrund, dass homosexuelle Menschen überhaupt als NS-Opfer anerkannt wurden.³³ Daraus resultierte eine

31 Magdalena Saryusz-Wolska, *Mikrogeschichten der Erinnerungskultur*. „Am grünen Strand der Spree“ und die Remedialisierung des Holocaust by bullets, Berlin 2022, 109, vgl. 184. Zu emotionalen Ambivalenzen und Widersprüchen der NS-Erinnerung in der unmittelbaren Nachkriegszeit auch Anna Parkinson, *An Emotional State. The Politics of Emotion in Postwar West German Culture*, Ann Arbor 2015.

32 Zu öffentlichen historischen Diskursen siehe Michael Schwartz (Hg.), *Homosexuelle im Nationalsozialismus. Neue Forschungsperspektiven zu Lebenssituationen von lesbischen, schwulen, bi-, trans- und intersexuellen Menschen 1933 bis 1945*, München 2014; zu Gedächtnislandschaften Corinna Tomberger, *Symbolpolitische Orte und geschichtspolitische Akteurinnen. Die Doppelrolle der Gedenkstätten im Streit um das Gedenken an verfolgte Homosexuelle*, in: KZ-Gedenkstätte Neuen-gamme (Hg.), *Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland*, Bremen 2015, 100–109; Albert Knoll, *Der Rosa-Winkel-Gedenkstein. Die Erinnerung an die Homosexuellen im KZ Dachau*, München 2015. Zu Symbolen des Gedenkens siehe Sébastien Tremblay, *A Badge of Injury. The Pink Triangle as Global Symbol of Memory*, Berlin/Boston 2024. Zu visuellen sowie narrativen Erinnerungsfiguren vgl. u. a. den Dokumentarfilm „Nelly & Nadine“ (Regie: Magnus Gertten, 2022) über eine lesbische Liebesgeschichte im Konzentrationslager Ravensbrück oder das *Rosa Winkel Gedenkbuch*, das online Informationen zu den homosexuellen Opfern des Konzentrationslagers Sachsenhausen sammelt, <https://rosawinkelgedenkbuch.de> (6.12.2024). Zu Praktiken des Gedenkens vgl. die Gedenkstunde, mit der der Deutsche Bundestag am 27. Januar 2023 erstmals an „[v]erfolgte sexuelle Minderheiten“ erinnerte, www.bundestag.de/presse/pressemitteilungen/2023/pm-230106-27-januar-928580 (6.12.2024).

33 U. a. Andreas Pretzel (Hg.), *NS-Opfer unter Vorbehalt: homosexuelle Männer in Berlin nach 1945*, Münster 2002. An manchen Orten ringen Aktivist*innen nach wie vor um diese Anerkennung: Joanna Ostrowska/Joanna Talewicz-Kwiatkowska/Lutz van Dijk, *Erinnern in Auschwitz. Auch an sexuelle Minderheiten*, Berlin 2020.

starke, oft emotional aufgeladene Identifikation mit den gleichgeschlechtlich begehrenden Menschen, die verfolgt, eingesperrt und ermordet worden waren.³⁴ Diese Inanspruchnahme der Früheren ist als retrospektive Identitätspolitik zu begreifen: Vom Heute her reklamieren Aktivist*innen eine Verbindung zu bestimmten Personen und verleihen so ihren aktuellen Forderungen mehr Gewicht. Die dabei postulierten Identitäten sind oft weit klarer umrissen, als sie es für die Akteur*innen in der Vergangenheit waren. Man könnte auch von einer Vereindeutigung in der Rückschau sprechen.

Diese in ihrer Unbedingtheit problematische identifizierende Verbindung mit den Vorgänger*innen geriet zunächst durch die Einsicht in Zweifel, dass die ‚Ahn*innen‘, mit denen sich viele Schwule und Lesben identifizieren wollten, sowohl Opfer als auch Täter*innen oder Unterstützer*innen des Regimes gewesen sein konnten.³⁵ Die historischen Akteur*innen waren nie ‚nur eins‘, entweder Opfer oder Täter*in. Ebenso wenig waren sich die gegenwärtigen Gedenk-Aktivist*innen ‚einig‘. Der Streit darüber, welche Gruppen gleichgeschlechtlich begehrender und gender-nonkonformer Menschen einen Anspruch darauf haben sollten, offiziell als NS-Opfer erinnert zu werden, dieser Streit führte zu einer zweiten, tiefer rührenden Erschütterung der als ungebrochen vorgestellten Kontinuitätslinie zwischen heutigen und damaligen queeren Menschen.³⁶

34 Sébastien Tremblay, „Ich konnte ihren Schmerz körperlich spüren“. Die Historisierung der NS-Verfolgung und die Wiederaneignung des Rosa Winkels in der westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre, in: *Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten* 21 (2019), 179–202. Zur „Einschreibung heutiger Aktivist*innen und Historiker*innen in die Verfolgungsgeschichte der historischen Subjekte“ Elisa Heinrich, Tagungsbericht. Identitätspolitik und Gedenken. Schwul-Lesbische Erinnerungskulturen in der Diskussion, in: *H-Soz-Kult*, 30.5.2017, www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-125781 (6.12.2024).

35 Andreas Pretzel, Schwule Nazis. Narrative und Desiderate, in: Schwartz (Hg.), *Homosexuelle im Nationalsozialismus*, 2014, 69–76; Christiane Leidinger, Frühe Debatten um Rassismus und Antisemitismus in der (Frauen- und) Lesbenbewegung in den 1980er Jahren der BRD, in: Marcel Bois/Bernd Hütter (Hg.), *Beiträge zur Geschichte einer pluralen Linken*, Bd. 2: Theorien und Bewegungen nach 1968, Berlin 2010, 24–29; dies., Überlegungen für eine kritische Erinnerungskultur, in: *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft* 61/62 (2018), 8–20; Elissa Mailänder, Von Geschichten, die wir nicht hören wollen. NS-Forschung jenseits von Binarität, in: *NS-Geschichte als Herausforderung*, Göttingen 2022, 79–106.

36 Zum Streit um schwule, lesbische, trans*, inter* und non-binäre Erinnerung u. a. Corinna Tomberger, Die Ordnung des Gedenkens. Soziale Ein- und Ausschlüsse in der Erinnerungskultur der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, in: Eschebach (Hg.), *Gedenken*, 2023, 193–210; Rainer Herrn, „In der heutigen Staatsführung kann es nicht angehen, daß sich Männer in Frauenkleidung frei auf der Straße bewegen“. Über den Forschungsstand zum Transvestitismus in der NS-Zeit, in: Schwartz (Hg.), *Homosexuelle im Nationalsozialismus*, 2014, 101–106; Xavier Nunn, Trans Liminality and the Nazi State, in: *Past & Present* 260/1 (2023), 123–157; Kai* Brust, „Ich bin wegen dieses alles in allem gehindert.“ Zur amtlichen Vornamensänderung von trans und inter Personen unter der NS-Herrschaft, in: *Geschichte und Gesellschaft* 49/4 (2025), 546–584.

Im Zentrum dieser Auseinandersetzungen stand die lesbische Gedenkkugel, die 2022 auf dem Gelände der Gedenkstätte Ravensbrück installiert wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten manche schwule und andere Historiker sich in langjährigen, zähen und heftigen Kämpfen gegen die Anerkennung der Verfolgungsschicksale gleichgeschlechtlich begehrender Frauen gewehrt. Ebenso hartnäckig setzten sich lesbische und andere Historiker*innen für das Gedenkzeichen ein. Die Kontrahent*innen verglichen die Intensität der Verfolgung der jeweils anderen Gruppe und bezweifelten oder differenzierten den Leidensdruck, den die Gegenseite für ‚ihre Opfer‘ reklamierte. Dieser Streit stärkte (ungewollt) das Bewusstsein dafür, dass auch innerhalb der ‚eigenen Gruppe‘ nicht alle im selben Umfang verfolgt und gequält worden waren.

Die Gefühlsgeschichte kann Auswege aus diesem identitätspolitischen Konflikt eröffnen, wenn sie die emotionale Dynamik dieser Kontroverse seit den 1980er-Jahren genauer untersucht. Welche Gefühle und welche Praktiken des Erinnerns standen wann und bei wem im Vordergrund? Die ersten, die in Ravensbrück explizit frauenbegehrender Frauen gedachten, waren Aktivistinnen von Lesben in der Kirche (LiK), einer wichtigen queeren Gruppe in der späten DDR. Die Historikerin Maria Bühner spricht mit Blick auf deren erinnerungspolitische Initiative von einem ambivalenten ‚feeling backward‘, weil LiK die Parallelen zwischen der aktuellen und der früheren Diskriminierung betonten und so die Unterschiede zwischen Erinnerten und Erinnernden nivellierten. „Wir gedenken des Leidens der Opfer des Faschismus, insbesondere der homosexuellen Frauen“, schrieben sie am 20. April 1986 ins Besucher*innenbuch der Gedenkstätte.³⁷ Zunächst standen also das Leiden der „Opfer“ und die Trauer, das retrospektive Mit-Leiden der Aktivistinnen – „Wir“ – im Zentrum.³⁸

Nach der Wende von 1989/90 setzten sich die Aktivistinnen weiterhin für ein öffentlich sichtbares Gedenken ein. Zugleich versuchten sie, die Erinnerung an die Repressionen wachzuhalten, mit denen der DDR-Sicherheitsapparat das lesbische Gedenken hatte verhindern wollen. Wie Bühner feststellt, kamen nach 1990 zunehmend „persönliche Sichtweisen auf das [repressive] Geschehen und die damit verbundenen Emotionen“ zur Sprache, wobei dem Zusammengehörigkeitsgefühl besondere Bedeutung zukam. Daraus zieht Bühner den Schluss, dass das LiK-

37 Maria Bühner, *The Ambivalence of Feeling Backward. Lesbian Activists in the German Democratic Republic and their Politics of Memory*, in: *History | Sexuality | Law*, 31.3.2021, <https://hsl.hypotheses.org/1632> (7.12.2024). Hier findet sich auch eine Abbildung dieses Eintrags. Zur Auseinandersetzung um das lesbische Erinnern in Ravensbrück auch Evans, *Queer Art of History*, 2023, 151–153.

38 Das Leiden betont auch die Petition, die LiK im März 1984 an den Kulturminister der DDR, Hans-Joachim Hoffmann, richtete. Kristine Schmidt, *Lesben und Schwule in der Kirche*, in: *Sonntags-Club* (Hg.), *Verzaubert in Nord-Ost. Die Geschichte der Berliner Lesben und Schwulen in Prenzlauer Berg, Pankow und Weißensee*, Berlin 2009, 198–220, 216.

Gedenken „weniger Trauerarbeit als vielmehr ein identitätspolitischer Akt“ gewesen sei.³⁹

Diese interessante Beobachtung wirft mehrere Fragen auf. Bilden Trauer und Identitätspolitik eine Art Gegensatz, sodass eine Gedenkinitiative entweder das eine tut oder das andere betreibt? Wenn man Identitätspolitik mit dem Combahee River Collective als Teil eines emanzipatorischen Kampfes begreift, für den (auch über historische Distanzen hinweg) geteilte Erfahrungen zentral sind, fügt die emotionale Praxis des Mit-Leidens dann nicht beides ineinander, die Trauer ob des geschehenen Unrechts und die Stärkung des Wir-Gefühls? Kann diese Zusammengehörigkeit auch historische und aktuelle Differenzen innerhalb der ‚gefühlten‘ Gruppe berücksichtigen? Oder ließe sich der vermeintliche Gegensatz in einer emotionalen Dynamik auflösen, in deren Verlauf sich aus der Trauer und dem Mit-Leiden ein identitätspolitischer Impetus entwickelt?

Für die Annahme einer solchen Dynamik spricht der Umstand, dass sich nach der Wendezeit eine dritte Phase, gleichsam eine nächste Runde des Konflikts, ausmachen lässt. Auf Trauer und Zusammengehörigkeitsgefühl folgte nun die Wut auf diejenigen, die weiterhin das lesbische Gedenkzeichen verhindern wollten. Die Rolle der Zensoren, die zuvor die Stasi ausgefüllt hatte, übernahmen nun Gedenkstättenvertreter*innen, schwule Historiker und LSBTI*-Organisationen. Deren Vorwurf, die Befürworterinnen strickten an der „Legende einer Lesbenverfolgung“, erzürnte die inzwischen zur Initiative autonome feministische FrauenLesben aus Deutschland und Österreich gewachsene Gruppe der für das Gedenkzeichen Streitenden.⁴⁰ Diesen Zorn nutzte die Gegenseite, um die lesbischen Aktivistinnen zu desavouieren, indem sie deren Wut als unklar und unprofessionell belächelte sowie als unbändig und gefährlich dämonisierte. Das Wort von den „Krawalllesben“ machte die Runde. Darin schwingen zwei Vorwürfe mit: Zum einen irritierte die aktivistische Emotionalität die fachlich kompetente Objektivität der Gedenkinstitutionen und zum anderen belästigte die Empörung der Initiative die stille Trauer der anderen Gedenkstättenbesucher*innen.⁴¹ Nicht zuletzt diese Bezeichnungen führten im Herbst 2015 zu „Wut und Streit beim Themenabend ‚Lesben gegen Schwule?!‘“.⁴²

39 Maria Bühner, Die Kontinuität des Schweigens. Das Gedenken der Ost-Berliner Gruppe Lesben in der Kirche in Ravensbrück, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 29/2 (2018), 111–131, 112, 126.

40 Isabel Lerch, Vorerst kein Gedenkort für lesbische KZ-Opfer in Ravensbrück, in: l-mag.de, 8.5.2017, www.l-mag.de/news-1010/vorerst-kein-gedenkort-fuer-lesbische-kz-opfer-in-ravensbrueck.html (9.12.2024).

41 Ina Glaremin, „Mindere Vergangenheit“? Die Debatte um die Gedenkkugel für lesbische Frauen in der Gedenkstätte Ravensbrück, in: Feministische Studien 41/2 (2023), 237–253, 237, 247, 249.

42 Judith Sevinç Basad/fs/as/Dana Müller, Wut und Streit beim Themenabend „Lesben gegen

Ähnlich verhärtet waren die Fronten im Konflikt um das Denkmal für die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen, das 2008 in Berlin eingeweiht wurde. Die Initiative, die sich für dieses Mahnmal stark machte, betonte zunächst die – wie es Corinna Tomberger unter Verweis auf die christliche Praxis des Kreuzwegs formulierte – „Leidensnachfolge“, also den heutigen Nachvollzug vergangenen Leidens. Beim Berliner Christopher Street Day 2002 trugen Aktivist*innen Ziegelsteine mit sich, die sie dann vor dem Brandenburger Tor in Form eines Winkels ablegten. Der Winkel erinnerte an das Zeichen, das KZ-Häftlinge tragen mussten, und die Steine erinnerten an die Mordaktion im Sachsenhausener Außenlager Klinkerwerk, bei der SS-Mitglieder im Sommer 1942 ungefähr 200 homosexuelle Männer ermordeten.⁴³ Die sorgfältig inszenierte Gedenkaktion zum CSD verweist auf die nationale Bedeutung, die dem Erinnerungsprojekt von Beginn an zugemessen wurde. 2003 beschloss der Deutsche Bundestag, ein Denkmal für die verfolgten Homosexuellen zu errichten, um auch dieser Opfergruppe „würdig“ zu gedenken.⁴⁴

Gerade weil diese offizielle Anerkennung von vielen lang ersehnt und hart erkämpft worden war, sollten keine polemischen Misstöne die Zufriedenheit über den errungenen Erfolg stören. Als aber der Entwurf für das Mahnmal 2006 vorgestellt wurde, kam es zu lesbisch-feministischen Protesten. Im Denkmal sollte ein Film mit zwei sich küssenden Männern zu sehen sein, was jenseits der schwulen Facette des queeren Spektrums zu Wut über die Nichtrepräsentation der eigenen Gruppe führte. Diese ‚Opferkonkurrenz‘ eskalierte zu Falschbehauptungen bezüglich der Intensität der NS-Verfolgung, von der die je eigenen ‚Vorläufer*innen‘ betroffen gewesen seien. Letztlich gelang es dennoch, eine einvernehmliche Lösung zu finden: Alle zwei Jahre sollten andere Videos verschiedene queere Identitäten repräsentieren.⁴⁵

Die historische Forschung beförderte ebenfalls eine Befriedung des Konflikts. Hier konzentrierte sich die Diskussion auf das für die Erinnerungspolitik zentrale

Schwule?!“, in: Siegessäule, 25.10.2015, www.siegessaule.de/magazin/4075-wut-und-streit-beim-themenabend-lesben-gegen-schwule (9.12.2024). Zur Verortung dieses Konflikts im Rahmen des breiteren Streits darüber, welche Gruppen wie repräsentiert werden sollten, siehe Insa Eschebach, Queere Gedächtnisräume. Zivilgesellschaftliches Engagement und Erinnerungskonkurrenzen im Kontext der Gedenkstätte Ravensbrück, in: *Invertito* 21 (2019), 49–73.

43 Corinna Tomberger, Wessen Gedenken? Geschlechterkritische Fragen an das geplante Homosexuellen-Mahnmal, in: *Invertito* 9 (2007), 137–155, 149. Zu den Verbrechen im Klinkerwerk siehe Joachim Müller, Unnatürliche Todesfälle, in: ders./Andreas Sternweiler (Hg.), *Homosexuelle Männer im KZ Sachsenhausen*, Hamburg 2000, 216–263.

44 N. N., Mahnmal zum Gedenken an die Verfolgung Homosexueller beschlossen, *hib-Meldung*, 13.11.2003, https://webarchiv.bundestag.de/archive/2005/0420/bic/hib/2003/2003_251/03.html (9.12.2024).

45 U. a. Tomberger, Wessen Gedenken, 2007. Zur problematischen Homogenisierung der ‚Opfergruppe‘ in den Debatten um das Berliner ‚Homo-Mahnmal‘ sowie zu den islamophoben, rassistischen und trans*-exklusiven Positionen mancher Verfechter des ursprünglichen Männerkuss-Films siehe insbes. Evans, *Queer Art of History*, 2023, 155–183.

Konzept der Verfolgung. Ein enger Verfolgungsbegriff, der sich auf Verfahren nach Paragraph 175 Reichsstrafgesetzbuch und die Strafbarkeit von Sex zwischen Männern konzentrierte, verfehlte – nach Meinung von immer mehr Historiker*innen – die komplexen Lebensrealitäten und Gefühlswelten queerer Menschen unter dem NS-Regime. Die Fokussierung auf das Strafrecht ist problematisch, weil sie zum einen sexuelle Identitäten festschreibt, indem sie sich allein auf Verfolgung wegen der sexuellen Orientierung beschränkt, oft verbunden mit der Annahme, dass sich die Verfolgten selbst als Homosexuelle begriffen. Durch diese Identitätsfixierung gerät die große Vielfalt von bi-, hetero- und anderen sexuellen Selbstverortungen aus dem Blick, welche die Betroffenen für sich reklamiert haben könnten.⁴⁶ Gleichzeitig verkennt die Konzentration auf den Paragraphen 175 RStGB, dass Menschen aus einer Vielzahl von politischen, rassistischen, religiösen Motiven ins Visier polizeilicher Behörden gerieten. Oft prägten solche intersektionalen Verfolgungserfahrungen die Situation derjenigen, an die heute erinnert werden soll.⁴⁷ Die sexuelle Alterität war dann einer unter mehreren Faktoren, die zur Verfolgung führten.

Zum anderen lenkt der Fokus auf die strafrechtliche Verfolgung den Blick in erster Linie auf Inhaftierungen im Gefängnis oder im KZ und im Extremfall auf Ermordungen. Eine breitere Perspektive zeigt jedoch, dass Opfer nationalsozialistischer Verfolgung auch in psychiatrischen Einrichtungen, in Jugendfürsorgeanstalten, unter beruflicher Diskriminierung sowie unter familiärer Gewalt litten.⁴⁸ Aus gefühlshistorischer Sicht ist entscheidend: Gleichgeschlechtlich begehrende und gender-nonkonforme Menschen mussten sich nicht nur vor der Gestapo, sondern auch vor Gerüchten und anderen Gefahren fürchten, die sich nicht so eindeutig fassen ließen, aber allerlei negative Folgen nach sich ziehen konnten. Diese vagen und unbestimmten Ängste plagten – auf je spezifische Weise und oft in widersprüchlichen Mischungen mit anderen Gefühlen⁴⁹ – Frauen wie Männer, Regimeanhänger*innen wie Regimegegner*innen, Wohlhabende wie Arbeitende. Laurie Marhoefer spricht in diesem Sinn von dem Risiko, das viel mehr Menschen

46 Zu dieser Kritik vgl. Nunn, *Trans Liminality*, 2023; Bodie A. Ashton, *The Parallel Lives of Liddy Bacroff. Transgender (Pre)History and the Tyranny of the Archive in Twentieth-Century Germany*, in: *German History* 42/1 (2024), 79–100.

47 Glaremin, „Mindere Vergangenheit“, 2023, 247; Gammerl, *Queer*, 2023, 107–117; Anna Hájková, *Queere Geschichte und der Holocaust*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 38–39 (2018), 42–47.

48 Zur Psychiatrisierung queerer Menschen im Nationalsozialismus siehe Anton Schulte, *Sexualität und Geschlecht im Spiegel der Akten der ‚Universitäts-Nervenklinik‘ Halle (Saale), 1929–1939*, in: *HISTORY GOES PUBLIC*, 26.4.2024, doi.org/10.58079/xv8h; Claudia Weinschenk, „Auch ich fühlte mich immer mehr zu meinem Geschlecht hingezogen“. Ein Forschungsprojekt zur Auffindbarkeit lesbischer Frauen in Psychiatrien während des Nationalsozialismus, in: *Invertito* 22 (2020), 46–76.

49 Solche ambivalenten Gefühlslagen diskutiert, unter Verweis auf Eve K. Sedgwick's affektheoretische Überlegungen, Zavier Nunn, *Against Anticipation, or, Camp Reading as Reparative to the Trans Feminine Past. A Microhistory in Nazi-Era Vienna*, in: *Gender & History* 36/1 (2024), 191–207.

betrifft als ‚nur‘ diejenigen, die ‚tatsächlich‘ verfolgt wurden.⁵⁰ Ein emotionshistorischer Zugang führt die Auswirkungen dieses Risikos vor Augen. So eröffnet er Auswege aus identitätspolitischen Konflikten und hilft, die Erinnerungskultur inklusiver zu gestalten.

Aber nicht nur innerhalb des queeren Spektrums ist die Inklusivität des Gedenkens umstritten. Auch aus der Gesamtgesellschaft heraus wird die offizielle Anerkennung bestimmter ‚Opfergruppen‘ attackiert. Nicht wenige sind der Meinung, dass der Verfolgung queerer Menschen nicht oder nicht in prominenter Form gedacht werden sollte. Diese Queerfeindlichkeit führt dazu, dass das sogenannte Homo-Denkmal in Berlin seit seiner Einweihung in erschreckender Regelmäßigkeit beschädigt wird.⁵¹ Die Wut über solche Angriffe bringt die ansonsten oft uneinigen Teile des queeren Spektrums bisweilen zusammen. Aktivist*innen stellen die Anschläge auf das Denkmal in den Kontext der überall zunehmenden Gewalt gegen queere Menschen.⁵² Dagegen rufen sie zum solidarischen Miteinander der LSBTI*-Community auf und fordern breite Allianzen mit anderen gesellschaftlichen Gruppen.⁵³

50 Ein breites Verständnis von Verfolgung befürwortet Laurie Marhoefer, *Transgender Life and Persecution Under the Nazi State. Gutachten on the Vollbrecht Case*, in: *Central European History* 56/4 (2023), 595–601; dies., *Lesbianism, Transvestitism, and the Nazi State. A Microhistory of a Gestapo Investigation, 1939–1943*, in: *The American Historical Review* 121/4 (2016), 1167–1195; Samuel Huneke, *The Duplicity of Tolerance. Lesbian Experiences in Nazi Berlin*, in: *Journal of Contemporary History* 54/1 (2019), 30–59; Anna Hájková/Birgit Bosold mit Ulrike Janz/Irmes Schwager/Lisa Steininger, *Aktivistinnen des Lesbischen Gedenkens*, in: *Invertito* 21 (2019), 74–97. Für einen engeren, strafrechtlich fokussierten Begriff der Verfolgung plädiert dagegen Alexander Zinn, *Homosexuelle in der NS-Zeit. Neuere Forschungsergebnisse und Streitfragen*, in: Klaus van Eickels u. a. (Hg.), *Sodomiter, Päderasten, Homosexuelle. Mann-männliches Begehren und homosexuelles Handeln von der Antike bis zur Ehe für alle*, Bamberg 2024, 253–280. Dass gleichgeschlechtlich begehrende Frauen in Österreich auch im engeren Sinn verfolgt wurden, zeigt Johann Kirchknopf, *Ausmaß und Intensität der Verfolgung weiblicher Homosexualität in Wien während der NS-Zeit. Rechtshistorische und quantitative Perspektiven auf Dokumente der Verfolgungsbehörden*, in: *Invertito* 15 (2013), 75–112.

51 U. a. N. N., *Denkmal für im Nationalsozialismus verfolgte Homosexuelle in Berlin angegriffen*, in: Spiegel online, 14.8.2023, www.spiegel.de/panorama/justiz/berlin-angriff-auf-denkmal-fuer-im-nationalsozialismus-verfolgte-homosexuelle-a-cb081c82-5ccd-41f9-8618-831464d1e132 (10.12.2024).

52 Vgl. dazu Bundeskriminalamt, *Lagebericht zur kriminalitätsbezogenen Sicherheit von LSBTIQ**, Stand vom Dezember 2024, www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/themen/sicherheit/BMI24043-lb-lsbtq.pdf (15.12.2024).

53 Zu den auch emotionalen Aspekten der Reaktionen auf und der Strategien gegen die zunehmende Gewalt Erik Peter, *Die „Kassandros“-Serie*, in: taz online, 15.8.2023, <https://taz.de/Rechtsextreme-Anschlaege-in-Berlin/!5950040/>; Frank Bachner, *63-Jähriger gesteht Anschlagsserie*, in: Tagesspiegel online, Update, 16.8.2023, www.tagesspiegel.de/berlin/63-jahriger-gesteht-anschlagsserie-berlins-burgermeister-evers-fordert-solidaritat-gegen-angriffe-auf-queere-einrichtungen-10316245.html (15.12.2024). Wie sich herausstellte, war der Anschlag auf das sogenannte Homo-Mahnmal Teil einer Serie von rassistischen, antisemitischen und homophoben Gewalttaten. Der mutmaßliche Täter wurde wenige Tage nach dem Anschlag verhaftet.

Dadurch bekommt die Idee des Nach-Leidens eine aktuelle Dringlichkeit. Wenn unter dem NS-Regime nicht alle gleichgeschlechtlich begehrenden und gender-non-konformen Menschen dieselben Ängste hatten, dann lässt sich die heutige Furcht in den Horizont historischer Verfolgung stellen, ohne die verschiedenen Emotionen und Affekte in problematischer Manier zu vereinheitlichen. So kann ein gegenwärtiges Erinnern gelingen, das damals und heute dynamisch miteinander verwebt. Das Nach-Leiden ist dann eine identitätspolitische Taktik im Kampf um die Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt sowie in der Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Teilen des queeren Spektrums und zugleich eine retrospektiv empathische Vergegenwärtigung dessen, was andere früher erlitten haben. Ritualisierter Ausdruck und unvermitteltes Empfinden von Betroffenheit, Angst und Wut greifen ineinander. Trauer und Identitätspolitik sind kein Gegensatz. Sie formen einander, wirken aufeinander ein. Aber lässt sich dieses dynamische und streitbare Erinnern mit dem Streben nach einem gleichsam staatstragenden Gedenken vereinbaren? Müssen Konflikte nicht befriedet werden, damit eine offizielle Anerkennung vergangenen Leidens möglich wird? Wie viel Dissens verträgt ein ‚würdiges‘ Gedenken?

In Wien rang man ebenfalls jahrelang um ein Denkmal, das an die Opfer der NS-Verfolgung erinnern sollte. Im Juni 2023 wurde im Resselpark eine Skulptur enthüllt, die in verschiedenen Grautönen den „Schatten eines Regenbogens“ darstellt. In den Jahren davor waren zwei andere Projekte gescheitert, und am Morzinplatz, an dem sich früher die Wiener Gestapo-Zentrale befand, und am Naschmarkt hatte man vier temporäre Mahnmale errichtet. Immer wieder gab es also Anlass zum Streit darüber, welche Form des Erinnerns gelungen oder unschön, rätselhaft oder unverständlich, angemessen oder unpassend sei. Die grundsätzliche Entscheidung, dass es ein von der Stadt Wien errichtetes Denkmal geben sollte, war bereits 2005 gefallen. Davor hatten Aktivist*innen 1999 mit einer umstrittenen Intervention am Denkmal für die Opfer des Faschismus auf die queeren und anderen bisher ausgeschlossenen Opfergruppen hingewiesen, indem sie die Skulptur um Winkel in Rosa, Schwarz, Grün, Violett und Braun ergänzten. Und 1988 hatten Plakate mit dem Motto „1938 totgeschlagen totgeschwiegen 1988“ auf die andauernde Unterdrückung hingewiesen, die das Erinnern an die Verfolgung queerer Menschen nach wie vor erschwerte. Das war auch in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen so, wo zwar 1984 eine Gedenktafel für die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen installiert werden konnte, die Proteste von Aktivist*innen, die eine angemessene Entschädigung dieser Menschen forderten, aber immer wieder auf Widerstände aus der Politik und aus anderen Opfergruppen trafen.⁵⁴

54 Vgl. dazu Elisa Heinrich, *Marginalisierte Erinnerung. Auseinandersetzungen um homosexuelle NS-*

Angesichts dieser jahrzehntelangen Auseinandersetzungen ist es verständlich, dass die Freude über den Erfolg im Vordergrund stand, als die graufarbige Skulptur im Resselpark 2022 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Den queeren Aktivist*innen war es gelungen, ein dauerhaftes Gedenkzeichen durchzusetzen. Und Wien konnte sich als für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt aufgeschlossene Metropole präsentieren. Zugleich betonte man den „Moment der Trauer“ und die „Irritation“, die das Denkmal auslöse, weil der „Schatten eines Regenbogens“ ebenso „un-fassbar“ sei wie das Leid der Menschen, an die erinnert werden sollte.⁵⁵ Es bleibt jedoch fraglich, ob die Skulptur irritiert. Löst sich im Übergang von, wie Elisa Heinrich formuliert, „radikaler Opposition“ zu „offizieller [...] Gedenkkultur“ die auch identitätspolitisch motivierte Streitbarkeit nicht zwangsläufig in Harmonie auf?⁵⁶ Müssen die Konflikte einer ‚würdigen‘ Erinnerung weichen und im Regenbogenschatten verschwinden?

4. Gefühlsgeschichtliche Auswege?

Wenn es so wäre, dann wäre das eine Befriedung identitätspolitischer Konflikte, die Ausschlüsse und Diskriminierungen, also genau jene Ungerechtigkeiten aus den Augen verliert, die Identitätspolitik im Sinne des Combahee River Collective angreifen sollte. Am Fortdauern queerfeindlicher Gewalt und Ressentiments besteht kein Zweifel. Daher wäre es bestenfalls voreilig, die wütende Bereitschaft zum Konflikt aus dem emotionalen Repertoire der queeren Erinnerungspolitik zu verbannen.⁵⁷ Umso mehr, wenn man Repression intersektional begreift und das verheerende Ineinanderwirken rassistischer, sexistischer, klassistischer und anderer Hierarchien ernst nimmt. Auch der Ausschluss bestimmter Gruppen vom offiziellen Gedenken an Holocaust und NS-Verfolgung beruht oft auf diesem Ineinander verschiedener Diskriminierungen. Statt die Wut darüber als „unbändig“ zu dämonisieren, wie in der Berliner Mahnmal-Debatte, lässt sich die unvermittelte und uneindeutige Kraft

Opfer im Nachkriegsösterreich, in: *zeitgeschichte* 43/2 (2016), 101–115; Andreas Brunner/Hannes Sulzenbacher/Wolfgang Wilhelm (Hg.), *Zu spät? Dimensionen des Gedenkens an homosexuelle und transgender Opfer des Nationalsozialismus*, Wien 2015.

55 Andreas Brunner, Ein Regenbogen für NS-Opfer, 25.5.2022, www.qwien.at/en/2022/05/25/ein-regenbogen-fuer-ns-opfer/ (16.12.2024); Olga Kronsteiner, Denkmal zur Erinnerung an homosexuelle NS-Opfer in Wien präsentiert, in: *Der Standard*, 5.6.2023, www.derstandard.de/story/3000000173328/neues-denkmal-zur-erinnerung-an-homosexuelle-ns-opfer-in-wien-praesent (16.12.2024).

56 Heinrich, *Marginalisierte Erinnerung*, 2016, 101.

57 Inwiefern Kontroversen zur „Demokratisierung der Vergangenheitsbewältigung“ beitragen, zeigt auch Sébastien Tremblay, Keine Erinnerungskultur ohne Debatten. Queere Erinnerungen an die NS-Zeit, in: *Zeitgeschichte-online*, Juni 2023, <https://zeitgeschichte-online.de/themen/keine-erinnerungskultur-ohne-debatten> (19.12.2024).

des Affektiven auch nutzen, um die Erinnerungsarbeit immer wieder vor exklusiven Tendenzen und vor der Normalisierung in Ritualen ohne emotionale Relevanz zu bewahren.

Aber wie kann man vermeiden, dass sich die Konflikte überhitzen und ein solidarisches Mitfühlen über historische und andere Differenzen hinweg unmöglich machen? Entscheidend ist es, sich emotionale Widersprüche immer wieder ins Bewusstsein zu rufen, auch wenn sie sich nicht auflösen oder in geordneter Form darstellen lassen. Das gilt für die unbestimmten Ängste queerer Menschen im nationalsozialistischen Deutschland ebenso wie für die auf irreführenden Identitätspostulaten beruhende Verknüpfung von heutigen und damaligen Verfolgungserfahrungen. Aufgrund solcher Kontinuitätsvorstellungen übertreiben heute manche queere Menschen im biografischen Rückblick die Verfolgung, die sie selbst erlebt haben und erleben, weil sie nur so die diffusen Sorgen fassen können, die sie allzu lange Zeit davon abhielten, ihr Sosein offen zu leben.⁵⁸ Wenn man solche vielschichtigen Verwicklungen ernst nimmt, kann man zu einem Ineinander von Empörung und Nachdenklichkeit, Identifikation und Zweifel, Zusammengehörigkeitsgefühl und Trauer gelangen. Neben die Abfolge von Mit-Leiden, Identitätspolitik, Wut und Normalisierung des Gedenkens, die die Analyse queerer Debatten seit den 1980er-Jahren zutage förderte, tritt so eine reibungsreiche Gleichzeitigkeit dieser Phänomene.

Die emotionshistorische Perspektive legt nahe, dass der Streit in der Gegenwart die Trauer über das Vergangene intensivieren, die Wut über den Ausschluss der eigenen Gruppe die Empörung über das einst verübte Unrecht verstärken kann, ohne Differenzen auszublenden. Darin liegt das Potenzial eines kritischen Mitfühlens, das, gerade weil es komplexe Gefühlslagen berücksichtigt, festgefügte Identitätsannahmen hinterfragt. Insofern dieses Zweifeln auch die Selbstverortungen derjenigen mit einbezieht, die einst verfolgt wurden, eröffnet es Auswege aus der Opferkonkurrenz. So kann sich aus der Wut und dem Kampf um die eigene Anerkennung ein breiteres, für andere verfolgte Gruppen offenes Nach-Leiden, eine sozusagen intersektional verflochtene Form der trauernden Solidarität entwickeln, die Konflikte und Unterschiede innerhalb der miteinander verflochtenen Gruppen mitbedenkt.

Die emotionshistorische Betrachtung queerer Erinnerungsdebatten eröffnet ausgewogene Perspektiven auf ein Gedenken, das der politisch verordneten Würde trotzt, ungeordnete Affekte einbezieht und sich kritisch-reflexiv mit Gefühlen auseinandersetzt. Der Streit wird dabei nicht beendet, sondern in unterschiedliche Register übersetzt. Erinnerungsorte, die in sich emotional widersprüchlich sind und deswegen zur Reflexion auffordern, können solchen vielschichtigen Dynamiken Raum geben. So entstehen keine banal-empathischen Bezüge, sondern ambivalente Reso-

58 Gammerl, anders fühlen, 2021, 159.

nanzen zwischen Gegenwart und Vergangenheit, die für Selbstzweifel offen bleiben. Eine Geschichte, die zwiespältige Gefühle mit dem vermeintlich glücklichen Ende eines offiziell anerkannten Gedenkens überdeckt, begünstigt dagegen identitätspolitische Gräben zwischen sich wechselseitig ausschließenden Positionen, die ein Mit- und Ineinander verschiedener Perspektiven verunmöglichen. Der Blick auf prekäre Selbstverortungsversuche bleibt stattdessen offen für ein Sichverstehen, für unerwartete Verbindungen und unwahrscheinliche Allianzen. Gerade wenn man Emotionen empirisch ernst nimmt, kann man auf identitätspolitische Anliegen eingehen, ohne sich in anachronistischen Identitätsbehauptungen oder Opferhierarchien zu verlieren. Zwiespältige Gefühlslagen sind dabei entscheidend, wie auch das Combahee River Collective betonte: „During our years together as a Black feminist collective we have experienced success and defeat, joy and pain, victory and failure.“⁵⁹

59 Combahee River Collective Statement, 2017 [1977], 18.